

KÖNIGSTEINS TEXT BAZAR

• • • **Die literarische Agentur**

Heimgang aus dem Sonnengarten

Eine Kriminalgeschichte

von

Juri Königstein

Intriga Verlag

Die Handlung

In einem Seniorenstift in Sonthofen, in dem seit einiger Zeit auch Eberhard von Waidassens Quartier genommen hat, kommt es zu einer auffälligen Häufung von Todesfällen, die von der Leitung des Hauses zunächst als „statistischer Nachholbedarf“ eingestuft werden. Im Zuge von Ermittlungen gegen den Altenpfleger Stefan Lindner wegen diverser Unterschlagungen im Seniorenstift kommt es zu einer atemberaubenden Enthüllung: Lindner gibt zu, 21 Bewohner des Hauses Sonnengarten ermordet zu haben, beschuldigt aber seinerseits das Ehepaar von Waidassens junior, ihn zum Mord an Eberhard von Waidassens angestiftet zu haben. Kommissar Fuhs von der Kemptener Kripo ist aufs Höchste verwirrt: Wieso bringt Lindner 21 Heimbewohner um, nicht aber Eberhard von Waidassens, obwohl ihm für dessen vorzeitigen Heimgang eine hohe Belohnung versprochen worden sein soll? Der Fall nimmt eine überraschende Wende... Selbstverständlich sind Handlung und Personen frei erfunden, Ähnlichkeiten mit wirklichen Begebenheiten und lebenden oder bereits verstorbenen Menschen sind daher rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Der Autor

Juri Königstein, erwies sich bereits mit dem dramatischen Werk „Der Unausprechliche“ (Bergisch Gladbach 1993), der Kriminalgeschichte „Das geplünderte Sparbüchle“ (Bergisch Gladbach 1994) und der Erzählung „Dr Obschdhändler (Rösrath 2002) als scharf beobachtender Biograf der Familie Von Waidassens und wahrheitsliebender Chronist des Allgäu. Geschickt verknüpft Königstein einzelne Episoden im Leben der von Waidassens, führt die Widersprüchlichkeit der Charaktere und die Unausweichlichkeit ihres Handelns vor Augen. Einfühlsame Distanz weiß er – wo es erforderlich ist - mit liebevoller Nähe, auch im Detail, zu verbinden. Die Tragik des Geschehens symbolisiert für ihn als Vertreter des absurden Realismus' eine elementare Grundbedingung des menschlichen Daseins: Wer sich mit dem Absurden abgefunden hat, findet sich in der Welt gut zurecht.

Mit einem höchst süffisanten Lächeln entleerte Eberhard von Waidassen die Medikamentenbox in den Keramiktopf, der auf seiner Fensterbank stand und in dem all die blauen, roten, weißen und gelben Pillen und Kapseln, dispart und auch retard, eine optisch ansehnliche Mischung aufgehoben waren. Schon vor geraumer Zeit hatte er beschlossen, dass eine derartige Menge Chemie, wie er sie nach Auffassung seines Arztes täglich zu sich nehmen sollte, nicht gut für die Gesundheit sein könnte. Und siehe da – er lebte noch, auch ohne Pillen.

Das konnten beileibe nicht alle Senioren des Hauses Sonnengarten von sich sagen. Denn in den vergangenen Monaten war es zu einer bedauerlichen Serie von Abgängen alteingesessener Bewohner gekommen, eine Häufung von Todesfällen, die den Verdacht nach einer rätselhaften Viruskrankheit aufkommen ließ. Eberhard musste schmunzeln. Nichts hatten den meisten die Erzeugnisse der pharmazeutischen Industrie genutzt, die angeblich ein längeres und beschwerdefreies Leben garantieren sollten. Nun, zumindest beschwerdefrei – das waren sie jetzt ja wohl, seine ehemaligen Mitbewohner, dachte er sich, jedenfalls nach allem, was man über den postmortalen Zustand so wusste oder zumindest vermutete, wie er teilnahmsvoll einschränkte. Tja, und auch er hatte ja eigentlich keinen Grund zur Beschwerde.

Vor fast einem Jahr hatte er sich in das Seniorenstift in Sonthofen eingekauft. Ein Appartement, klein aber komfortabel, das den Bedürfnissen seines Alters und Gesundheitszustandes entsprach, bot Zuflucht vor den familiären Zwistigkeiten, die ständiger Gast im Böblinger Eigenheim gewesen waren. Wie häufig war es zu dramatischen Zuspitzungen gekommen, und wie überdrüssig war er dieser Auseinandersetzungen im Laufe der Jahre geworden.

Die Todesfälle im Haus – immerhin 20 seit seinem Einzug – bestätigten Eberhard also in seiner Abneigung gegen die verordneten Arzneimittel, ja Eberhard konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass die Konzentration pharmazeutischer Wirkstoffe im menschlichen Körper das frühzeitige Ableben geradezu beförderten.

Er beschloss, diesem Phänomen auf den Grund zu gehen und die Wirkung der ihm zugeteilten Medikamente experimentell zu erforschen. Nicht am eigenen Leibe, Gott bewahre, sondern er pulverisierte zunächst die Tabletten und Kapseln, um sie anschließend im Gießwasser für den Bonsai – Baum aufzulösen, den seine Schwiegertochter bei einem der unvermeidlichen Besuche mitgebracht hatte. Dabei wechselte er Konzentration und Kombination der Substanzen in wahrhaft wissenschaftlich anmutenden Versuchsreihen, über die er exakt Buch führte einschließlich der Angaben über die mittlere Raum- und Wassertemperatur.

Allein, die Ergebnisse seiner Forschungstätigkeit waren nicht geeignet, seine pharmakophoben Auffassungen zu untermauern. Oder aber – so vermutete Eberhard – es handelte sich bei Gabis Bonsai um eine besonders widerstandsfähige Spezies. Doch diese Fehlversuche konnten Eberhards wissenschaftlichen Ergeiz nicht im Mindesten bremsen. Die Versuchsreihe wurde fortgesetzt. Schließlich hatte er alle Zeit der Welt, die er auf diese Weise sinnvoll ausfüllen konnte.

Am folgenden Morgen – Eberhard war gerade unterwegs zum Kiosk, um seine Morgenzeitung zu erstehen – sprach Parchinger, sein Vis-à-vis – Nachbar ihn an: „Haben Sie schon gehört, Herr Dr. von Waidassen, gestern Abend ist die Frau Wortmann gestorben. Beim Mittagessen war sie noch so gut gelaunt und am Wochenende wollte sie doch zu ihrer Tochter – und dann in der Nacht... Einen Schlaganfall, so heißt es, hätte sie gehabt.“

Eberhard wusste nicht allzu viel zu sagen zu dem überraschenden Heimgang der 77jährigen, die nach dem Tod ihres Mannes in das Haus Sonnengarten gezogen war. Stets adrett gekleidet schien sie – von den altersüblichen kleinen Einschränkungen abgesehen – doch recht fit und rüstig gewesen zu sein, aber wie hieß es doch bei Schiller so treffend: „Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben, es trifft ihn mitten in der Bahn, es reißt ihn fort von vollem Leben...“

Na ja, vom vollen Leben zu sprechen wäre vielleicht etwas übertrieben gewesen, aber überraschend war das Ende allemal. Und es war etwas Beunruhigendes an diesem Todesfall, jetzt immerhin schon der 21te, von denen die meisten vorher sich ebenfalls nicht unbedingt durch langes Siechtum angekündigt hatten. Ohne Zweifel konnte man von einer Serie sprechen, einem Mysterium, auch wenn die Leitung des Hauses abwiegelte. Über zwei Jahre hinweg habe man nicht einen einzigen Sterbefall im Haus gehabt, dann binnen Jahresfrist eben 21, eine statistisch signifikante Häufung sei das – auch in Anbetracht des hohen Durchschnittsalters der Bewohner noch nicht. Bei langfristiger Betrachtung liege die Mortalitätsrate im Haus keineswegs über der in der vergleichbaren Altersgruppe. Das mochte man nun glauben oder nicht, aber eine gewisse Beunruhigung im Hause war spürbar.

„ Die Dosis war mit Sicherheit ausreichend, Frau von Waidassen. Ich hatte eine Kombination von Midazolam, Etomidat und Lysthenon gewählt. Nachdem das offensichtlich bei ihrem Senior nicht half, habe ich zur Kontrolle dieselbe Dosis noch einmal einer Nachbarin ihres alten Herrn verabreicht, das wirkte ruckzuck. Ich weiß nicht, was Ihr Schwiegervater macht. Ich kann ihm die Dinger doch nicht mit Gewalt eintrichtern. Der muss doch glauben, es handele sich um die vom Arzt verordneten Medikamente. Was glauben Sie, wie der mich schon anschaut, wenn ich ihm sage: ‚Aber auch schön einnehmen, Herr Doktor‘. ‚Ich bin nicht entmündigt‘, bekam ich neulich zur Antwort. Ich habe wirklich mehr getan, als Sie für Ihre lächerlichen 15. 000 Euro erwarten können.“

Der sich so ereiferte, war Stefan Lindner, seines Zeichens Altenpfleger und Betreuer im Seniorenstift Haus Sonnengarten. Schon wollte Gabi von Waidassen darauf verweisen, dass die Summe von 15. 000 Euro als Erfolgshonorar ausgelobt worden waren, also nur für den Fall eines beschleunigten Heimganges

ihres Schwiegervaters und nicht für untaugliche Versuche am untauglichen Objekt mit wie immer tauglichen Mitteln. Jetzt kriegte der Bursche Muffensausen und erwies sich als Versager allererster Güte. Traute sich was der Kerl. Was hatten sie und ihr Mann mit den 21 Todesfällen zu tun, die in der Experimentalphase des Programms zu beklagen waren. Davon hatte man doch bei Auftragserteilung überhaupt nicht gesprochen. Ihr Auftrag war klar und präzise umrissen gewesen. Wie und mit welchen Mitteln, das sollte doch wohl ausschließlich Lindners Problem sein. Und jetzt jammerte dieses Weichei rum. Als ob der Tod der bedauernswerten Frau Wortmann sie dem Erbfall auch nur einen einzigen Schritt näher gebracht hätte.

„Hören Sie zu, Lindner“, sagte sie, „das restliche Geld erhalten Sie, wenn der Auftrag erledigt ist – und zwar bald. Und die 21 Leichen behalten Sie schön bei sich im Keller. Kein Mensch wird Ihnen abnehmen, dass wir damit etwas zu tun haben. Uns fehlt jede Verbindung zu diesen Menschen, jedes Motiv – verstehen Sie? Also, jetzt erledigen Sie das, und dann kommt auch das restliche Geld. Wir legen sogar noch einen Tausender drauf – für all die Mühen, die Sie hatten!“ Damit war für Gabi von Waidssassen das Gespräch beendet.

Bei aller Entschlossenheit, die sie Lindner gegenüber an den Tag gelegt hatte, war sie doch einigermaßen fassungslos, von Zweifeln gepeinigt, ob man sich für das Vorhaben in dem 29-jährigen den richtigen Partner gewählt hätte. Sicherlich, man kam nicht umhin, ihm eine außerordentliche Gewissenhaftigkeit zu attestieren. Stets hatte er den Eberhard zugeordneten Medikamentencocktail zunächst an anderen Heimbewohnern erfolgreich erprobt, aber mit welchem Nutzen in Bezug auf den alten Herrn? Und jetzt – nach derart umfangreichen Vorarbeiten – bekam er weiche Knie. Sollten all die Opfer umsonst gewesen sein?

Lindner, sie schüttelte den Kopf, das war natürlich Tassilos Idee gewesen – gewissermaßen. Bei der Suche nach einem geeigneten Partner für das Projekt hatte Tassilo den Altenpfleger überprüft, den er von gelegentlichen Besuchen bei

seinem Ahnherren mehr flüchtig kannte. Das war kein großer Aufwand. Seine Tätigkeit bei einem Versicherungskonzern bot ihm Einblick in die Finanzlage Lindners, dem vor Jahren eine Lebensversicherung des Unternehmens verkauft worden war. Lindner hatte sich, wie Tassilo schnell herausfand, beim Bau eines Eigenheims völlig überschuldet und dabei auch die erwähnte Lebensversicherung beliehen. Nach Tassilos Informationen war die Schufa-Auskunft eine reine Katastrophe. Der Kerl brauchte Geld. Lindners finanziellen Nöte legten es also nahe, mit ihm ins Geschäft zu kommen, zumindest den Versuch dazu zu unternehmen.

Außerordentlich behutsam begann Tassilo, den jungen Altenpfleger auf die Möglichkeit einer zusätzlichen Erwerbsquelle aufmerksam zu machen, sich langsam vortastend, wie weit wohl die Bereitschaft seines Gegenüber gehen würde, wenn man ihm die ja nicht ganz unbeträchtliche Summe von 15. 000 Euro für die Beseitigung ihres Problems in Aussicht stellen würde. Lindner aber schien durchaus nicht überrascht von solchem Ansinnen, legte aber einen etwas unangenehmen, ausgeprägten kaufmännischen Geschäftssinn an den Tag. „Wie viel bringt Ihnen denn der Heimgang Ihres alten Herren ein, Herr von Waidassen?“, fragte er dreist. „Eine Million, 500. 000 oder mehr?“

Tassilo ließ sich nicht provozieren, musste aber sein ganzes Verhandlungsgeschick aufbieten, um den weltfremden Wunsch nach einem höheren Salär zurückzuweisen. Er verwies auf die Erbschaftssteuer, „die ja zunächst einmal zu begleichen wäre.“ Von den Beisetzungskosten wolle er gar nicht sprechen. Und die Erbschaftssteuer entfielen ja zu allem Überfluss auch auf solche Vermögenswerte, die nicht unmittelbar zu versilbern wären, und der Immobilienmarkt gebe ja zur Zeit so gut wie gar nichts her. „Sie müssen auch berücksichtigen, Herr Lindner, dass ich ja nicht der einzige Erbe bin. Einen beträchtlichen Teil des Vermögens, den größten, werden meine Mutter und meine Schwester für sich beanspruchen. Mit einem Wort: Es wird nicht allzu viel sein, was mir bleibt, und davon muss ich auch noch Sie bezahlen“, schloss Tassilo seinen Vortrag ab. „Sie dagegen“, hob er noch einmal an, „Sie erhalten die 15. 000

netto. Das sollten Sie auch einmal bedenken. Brutto wären das doch mit allem Pipapo rund 25. 000 Euro, nur dafür, dass Sie ein paar Pillen vertauschen!“

Lindner blickte leicht irritiert auf Tassilo. Daran hatte er überhaupt nicht gedacht. „Sie meinen wirklich, dass ich das versteuern muss?“, fragte er ungläubig. „Eigentlich ja, natürlich“, sagte Tassilo jetzt sehr wohlwollend und milde, „aber das werden Sie nicht machen – und wir verraten bestimmt nichts.“

Die letzte Bemerkung hätte er sich allerdings besser erspart, denn sie riss Lindner aus seiner Verwirrtheit. „Steuern, netto, brutto, Vermögenswerte und Immobilien – Geschwätz das Ganze“, dachte er sich, schließlich sollte er für die die Kastanien aus dem Feuer holen und da wären 15. 000 Euro doch das mindeste, was man erwarten könne. Aber mit Blick auf seinen Liquiditätsbedarf hatte Lindner schließlich eingewilligt, den Eintritt des Erbfalles im Hause von Waidassan ein wenig zu beschleunigen.

Das war auch bitter nötig, denn auch Tassilo plagten Sorgen, die finanzielle Hintergründe hatten. Bereits im zweiten Jahr hintereinander musste der Konzern, für den Tassilo tätig war, Wertberichtigungen in Milliardenhöhe vornehmen. Von 2,28 Milliarden Verlust war allein in diesem Jahr die Rede, im Vorjahr fiel der Verlust kaum geringer aus. Undurchsichtige Bilanzmanipulationen und windige Immobilienspekulationen hatten das Unternehmen nach Ansicht von Finanzkreisen zu einem Übernahmekandidaten erster Ordnung gemacht, dessen Aktien binnen Jahresfrist rund 47 Prozent ihres Wertes verloren hatten. Tausende von Arbeitsplätzen waren bereits der Rationalisierung- und Umstrukturierung zum Opfer gefallen, weitere 2. 400 sollten folgen. Unsicherheit und Angst machten sich breit in den Großraumbüros.

Die Entwicklung blieb auch für Tassilo von Waidassens nicht ohne Folgen. In guten Zeiten hatten die Mitarbeiteraktien, die er im Laufe der Jahre angesammelt hatte, stets eine nette Dividende gebracht, ihm eine gewisse Großzügigkeit in seinen Dispositionen gestattet. Das war von Nöten, denn seine Hobbys – die Jagd, das Golfspiel und die Fotografie – kosteten nun einmal, ja Ausrüstung und Verbrauchsmaterialien verschlangen Tausende und Abertausende.

An Dividende war aber als Folge der desaströsen Lage der Bayerischen Versicherungs- Holding (BVH) überhaupt nicht zu denken. Ein Umstand, der Überlegungen im Hause von Waidassens auslöste. Vorschüsse auf das väterliche Erbe waren nicht zu erwarten. Zu tief saß bei Eberhard der Groll, den die jungen von Waidassens mit einer unbedachten Standortentscheidung ausgelöst hatten, die Eberhard schlicht widersinnig erschien. So hatte die Renitenz des Alten Pläne wieder belebt, den Erbfall gezielt herbeizuführen, wenn der Zugriff auf sein Vermögen auf andere Weise nicht gelingen sollte.

Aber wie? Alle bisherigen Versuche dieser Art waren gescheitert, ja es schien, als ob ein unsichtbarer Schirm Eberhard vor allem Übel schützte. „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, es muss uns doch gelingen“, zischte Gabi trotzig vor sich hin, als sie eines Abends mit Tassilo zum wiederholten Male das Thema deklinierte. Es schien wie verhext.

Eine zufällige Entdeckung sollte ihnen zu Hilfe kommen. Am folgenden Wochenende, während Tassilo bei einer Treibjagd in Oberstdorf im Einsatz war, nutzte Gabi die Gelegenheit zu einem Besuch im Sonthofen. Und während Gabi noch die neuesten Neuigkeiten aus dem Umfeld der Familie übermittelte, brachte der Altenpfleger Stefan Lindner mit dem Menüplan für die kommende Woche auch die Medikamentenbox, in der die verordneten Arzneimittel für den kommenden Tag einsortiert waren, ein Vorgang, der Gabis höchste Aufmerksamkeit erregte.

Eberhard, im Übrigen, fand dieses Verfahren einigermaßen sonderbar und überflüssig, zumal er sich in der Lage fühlte, seine Medikamenteneinnahme selbst zu organisieren. Aber da es nun einmal in diesem Haus so Usus zu sein schien und er seine Medikamente ohnehin nur zu Experimentalzwecken nutzte, ließ er die Pflegeleitung gewähren.

Für Gabi aber eröffneten sich neue Horizonte für die Lösung ihres Problems. „Wie wäre es“, versuchte sie Tassilos Phantasie anzuregen, „wenn durch einen Zufall die Medikamente einfach vertauscht würden- und das war’s dann...“

Tassilo hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, Gabis Vorschläge zunächst einmal mit dem größtmöglichen Argwohn zu betrachten. Zu gut war ihm noch der Vorschlag in Erinnerung, Eberhard könne beim Gewehrreinigen durch einen unabsichtlich ausgelösten Schuss ums Leben kommen, zufällig natürlich, ganz zufällig. „Mensch, ich bin doch nicht Bubi Scholz“, hatte er darauf erwidert, nicht ohne süffisant hinzuzufügen, „aber bei dem saß ja zufällig die liebe Gattin im Wege“, eine Bemerkung, die Gabi einigermaßen geschmacklos fand, denn Scholz hatte seine Frau Helga durch die verschlossene Toilettentür hindurch erschossen – zufällig, beim Gewehrreinigen, wie er später angab. „Anstatt blöde Witze zu machen, solltest Du lieber auch mal Deinen Grips anstrengen“, sagte sie einigermaßen verärgert.

Diesmal ließ Gabi nicht locker. „Jetzt lass uns das doch mal zu Ende denken. Bei den Massen von Pillen, die Eberhard kriegt, fällt das wirklich nicht auf. Das Problem ist doch nur, die zu vertauschen, und schon haben wir den schönsten Herzstillstand oder so etwas...“

„Herzstillstand, das sagt sich so einfach. Wie willst Du das denn machen? ‚Augenblick mal, Eberhard, ich muss mal eben Deine Pillen austauschen?‘ Willst Du das zu ihm sagen?“ entgegnete Tassilo fast schon etwas ungehalten.

Wenn Gabi etwas nicht leiden konnte, dann war es Tassilos Neigung zu Pessimismus und Schwarzmalerei. Immer mit

solchen Totschlagargumenten zu kommen, anstatt mal kreativ und konstruktiv mitzudenken. Aber so schnell gab sie nicht auf. „Wer hat überhaupt Zugang zu den Medikamenten? Da muss unser Ansatzpunkt liegen. Wie sind die Abläufe im Haus geregelt? Vielleicht findet sich ja jemand, den wir einspannen können. Was ist zum Beispiel mit diesem Lindner, der Eberhard betreut? So viel verdient doch ein Altenpfleger nicht. Ein bisschen Kohle außer der Reihe, das kann der doch bestimmt gebrauchen,“ sagte sie unbeeindruckt von Tassilos Einwänden.

„Soll ich vielleicht zu ihm hingehen und sagen: ‚Guten Tag, Herr Lindner? Könnten Sie vielleicht für uns dem alten Herrn einen beschleunigten Heimgang verschaffen. Eine Prise Strychnin in den Kaffee, wie wär’s damit, und 15. 000 Euro gehören Ihnen!‘“ Tassilo schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. „So ein Schwachsinn! Was mach’ ich denn, wenn der zur Polizei rennt?“

„So was darf natürlich nicht passieren“, sagte Gabi, „aber vielleicht braucht der ja Geld. Der ist doch jung, hat vielleicht gebaut, Kinder...“

„Und wenn er schwul ist und nicht gebaut hat?“ warf Tassilo spontan ein. Aber Gabi ließ sich durch Tassilos Bedenken nicht aus dem Konzept bringen. „Ach, Du bist doch wirklich ein Schwarzmalerei. Der ist nicht schwul und verheiratet ist er auch. Er tut nämlich einen Ring tragen, aber so was fällt Dir ja nicht auf,“ gab sie unbeeindruckt zurück. „Schau doch einfach mal nach, vielleicht habt ihr ja in der Datenbank was über ihn. Das kannst Du doch wirklich machen. Das ist doch kein Aufwand.“

Tassilo hatte genug. Wenn Argumente nicht mehr halfen, sollte ihm die Fernbedienung des Fernsehers die ersehnte Ruhe verschaffen. „So, jetzt lass uns mal sehen, was in der Welt so passiert ist“, seufzte er, heilfroh auf diese Weise das unangenehme Gespräch beenden zu können, und konzentriert starrte er auf die Mattscheibe.

Gabi war klug genug, die Angelegenheit für heute auf sich beruhen zu lassen. Man musste Tassilo Zeit geben, sich mit dem

Gedanken anzufreunden, ihm andererseits aber auf jeden Fall die Entscheidung abnehmen und es dennoch so erscheinen lassen, als habe er sie getroffen. So hatte sie es in all den Jahren an der Seite ihres Gatten immer gehalten, ja vermutlich wäre ohne ihr diesbezügliches diplomatisches Geschick die Verbindung nie zustande gekommen, wie sie sich mit einem kleinen Anflug von Stolz bestätigte.

Auch am frühen Montagmorgen, als sie sich am Kemptener Bahnhof von Tassilo verabschiedete, kam sie nicht noch einmal auf das leidige Thema zurück. Keine Ermahnung, kein nichts – doch sie war sich sicher, er würde es tun.

Und tatsächlich: Nahezu beiläufig gab Tassilo bereits am Montagnachmittag, nachdem die wichtigsten Tagesaufgaben abgearbeitet waren, die ihm bekannten Daten Lindners in das interne Suchsystem ein, und die Datenbank hielt eine Offenbarung für ihn bereit. Der Kerl war verschuldet wie ein k.- und k.-Major, unglaublich. Lebensversicherung über 200. 000 Euro, beliehen mit 50. 000! Massive Beitragsrückstände, Kündigungsandrohung, was wollte man mehr. Wenn das kein Wink des Schicksals war!

Seiner Gattin, so beschloss Tassilo bei sich, wollte er diese Erkenntnisse noch ein wenig vorenthalten. Die sollte ruhig ein wenig an ihrer Neugier zu kauen haben. Aber sie schien durchaus in der Lage, ihren Wissensdrang im Zaum zu halten: Sie rief nicht an, sie fragte nicht. Auch nicht am Freitagnachmittag, als sie Tassilo am Bahnhof abholte, nicht auf der Heimfahrt, nicht beim Abendessen oder vor dem Fernseher. Sie wusste, er würde das Wasser nicht halten können und ihr das Ergebnis seiner Recherchen mitteilen. Und sie behielt Recht.

„Willst Du gar nicht wissen, was ich über diesen Lindner rausgefunden habe“, fragte er beim Frühstück. „Oh, Du hast nachgeguckt“, gab sie sich vollkommen überrascht. „Und was ist rausgekommen?“ „Der Kerl ist komplett überschuldet, dem steht das Wasser bis zum Hals“, fasste Tassilo das Ergebnis seiner Nachforschungen zusammen. „Na ja, aber was nützt uns das?“, wandte Gabi achselzuckend ein, „Du hältst den Plan ja

für undurchführbar.“ „Vor diesem Hintergrund relativieren sich meine Bedenken natürlich“, erklärte Tassilo. „Man könnte ja mal versuchen, mit dem Mann zu reden.“

Der Kontakt zu dem Pfleger war schnell hergestellt. Bereits am Wochenende waren Gabi und Tassilo nach Sonthofen gefahren. Zum Glück hatte Lindner Dienst, eine Gelegenheit, die Tassilo nicht ungenutzt vorüberziehen lassen wollte. So heikel ihm seine Mission auch erschien, so wenig überrascht zeigte sich Lindner. Ja er war anscheinend sogar ein wenig erleichtert und dankbar, dass sich ihm in seiner prekären Finanzlage eine helfende Hand ausstreckte, die er gerne ergriff, wenn auch seine Erwartungen nicht so ohne weiteres mit den Vorstellungen der jungen von Waidassens in Übereinstimmung zu bringen waren.

„Wissen Sie, Herr von Waidassens“, hatte er gesagt, „es haben mich ja schon verschiedene Bewohner hier im Haus um Hilfe gebeten, die ihrem Leben ein Ende setzen wollten. Eigentlich darf ich das ja nicht, aber wenn man damit größeres Leid verhindern kann...“

„Das kannst Du, mein Freund“, dachte sich Tassilo zynisch. „Du ahnst gar nicht, welches Leid es mir bereitet, dass ich nicht an die Kohle des Alten komme“. Aber er sagte: „So ist es wohl, Herr Lindner, für manch einen ist der Tod eine wahre Erlösung. Da ist es doch ein Akt der Nächstenliebe, den anvertrauten Menschen in so einer Lage zur Seite zu stehen“, und es war ihm, als schossen Tränen in seine Augen.

Lindner beschloss, systematisch vorzugehen. Er hielt es für sinnvoll, zunächst einmal das Verfahren als solches an einem anderen Bewohner als der Zielperson zu erproben. Der in Frage kommende Proband oder die Probandin durften hinsichtlich der Compliance keine Schwierigkeiten bereiten, was bedeutete, dass sie die angebotenen Medikamente ohne Zögern und große Überlegung nehmen mussten. Ihm fiel auch sofort ein

Neuzugang ein, der für die Mitwirkung beim ersten Experiment in jeder Hinsicht geeignet war.

Maria Strahlen war erst vor wenigen Wochen ins Haus Sonnengarten gekommen, hatte jedoch in dieser relativ kurzen Zeit konsequent und zielsicher darauf hingearbeitet, bei Pflegepersonal und Mitbewohnern Antipathien zu nähren, die bald auch bei allem professionellen Wohlwollen nicht mehr zu unterdrücken waren. Die Frau sei nur schwer zu ertragen, da war man sich schnell einig, und Lindner behauptete mit Galgenhumor, er beginne Antigene gegen „die alte Kuh“ zu entwickeln.

Es war so: Trotz guten Willens taten sich Heim- und Pflegeleitung schwer, es der alten Dame recht zu machen. Das Essen im Haus war ungenießbar, die Mitbewohner unter ihrem Niveau, das Personal zwar freundlich, aber natürlich ihren Ansprüchen nicht gewachsen, von den Serviceeinrichtungen des Hauses brauchte man gar nicht reden. Selbst wenn es kein Haar in der Suppe gab, sie fand es.

„Immer kommen meine Medikamente zu spät. Gestern und heute hatte ich um halb acht immer noch nicht meine Medikamente“, empörte sie sich stets aufs Neue. Lindners Hinweis auf „pflegebedürftige Bewohner, die morgens zunächst zu waschen und anzuziehen seien“ und andere Erfordernisse des Arbeitsablaufes ließ sie nicht gelten, denn die seien ja wohl nicht so wichtig. „Das ist eine ganz schlechte Organisation hier“, räsionierte sie verärgert, wobei sie ein ums andere Mal darauf hervorhob, dass bei „ihnen früher“ alles besser gewesen sei. In ihrem aktiven Berufsleben hatte Frau Strahlen nämlich für einige Jahre der Leitung eines Altenheimes angehört, dessen epochale Leistungen in der Geschichte der Seniorenbetreuung selbstverständlich nirgendwo und nie wieder erreicht wurden.

Dergleichen hörte man gern im Haus Sonnengarten, und darum stand für Stefan Lindner unumstößlich fest, dass Maria Strahlen am kommenden Morgen mehr als pünktlich und vor allen anderen ihre Medikamente bekommen würde.

„Guten Morgen, Frau Strahlen“, sagte Lindner fast schon übertrieben fröhlich, als er kurz vor halb acht das Appartement betrat, dessen Inhaberin allein schon deshalb misstrauisch dreinschaute, weil ihr soeben der Grund für die erste Verstimmung des Tages abhanden gekommen war, auf den hatte sie bereits sehnsüchtig gewartet. „Ich bringe Ihnen Ihre Medikamente, bitte schön vor dem Frühstück nehmen. Da sind auch die neuen Tabletten zur Durchblutung dabei, die Dr. Schildgen Ihnen verschrieben hat. Bitte beide unzerkaut mit viel Wasser nehmen“, fuhr Lindner unbeeindruckt fort. „Wenn was sein sollte, melden Sie sich“, sagte er noch, während er die Türe schon hinter sich schloss.

Er war sicher, sie würde die Tabletten brav schlucken, wie sie es immer tat. Schnell hatte er nämlich bemerkt, dass sie dem Grundsatz „Viel hilft viel“ folgte – vor allem so weit es Medikamente betraf. Zusätzlich zu den verordneten Präparaten schluckte sie alle möglichen Pillen, schmierte sich mit Salben und Cremes jedweder Provenienz ein, die angeblich Gesundheit und Wohlbefinden fördern sollten, aber natürlich an ihrem ganzen misanthropen Daseinsgefühl nicht die Bohne änderten.

Das war auch nicht mehr nötig. Gegen Mittag fand man sie, schon im tiefsten Koma. Auch der herbeigerufene Notarzt konnte den Gang der Dinge nicht mehr aufhalten. Er schien auch keinen Anlass dazu zu sehen. „Bei ihren Vorerkrankungen und ihrem Allgemeinzustand war ein finaler Schlaganfall zu erwarten“, stellte er kurz und knapp fest, „und schließlich war sie ja fast schon achtzig.“

Lindner war mit dem Ergebnis seines ersten Experiments sehr zufrieden, nur würde er beim nächsten Mal aufpassen, dass der Exitus bei Eintreffen des Arztes bereits irreversibel eingetreten sei. Da hieß es doch, über die Dosis und über die Wirkstoffkombination noch einmal nachdenken.

Auch der zweite Versuch verlief erfolgreich. Lindner hatte zwar die Medikamentendosis nicht erhöht, sich aber gezielt eine Probandin mit deutlich geringerem Körpergewicht ausgesucht. Auf diese Weise dürfte nach seinen Berechnungen die Relation von Dosis und Wirkung günstiger ausfallen und zu einem schnelleren Eintritt des gewünschten Ergebnisses führen. Etwas anderes hätte Frau Haberer, eine herzensgute alte Dame, auch nicht verdient gehabt. Das Schicksal hatte es ohnehin nicht sonderlich gut mit ihr gemeint. Ihre beiden Töchter hatte sie überlebt. Die erste war wohl, dem Vernehmen nach, einer seltsamen Viruserkrankung zum Opfer gefallen, die zweite bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Von ihren fünf Enkeln kümmerte sich so gut wie keiner um sie. „Wenn ich mal nicht mehr bin, dann kriegen die aber nix von mir, keinen Pfennig“, pflegte sie verbittert zu sagen, wenn sie gelegentlich Lindner ihr Herz ausschüttete.

Aber was sollte dann mit ihrem Ersparten werden, fragte der sich. Als Witwe eines bayerischen Landmaschinenhändlers Eustach Haberer dürfte sie Einiges von ihrem verbliebenen Gatten geerbt haben. Es wäre äußerst bedauerlich, wenn das Geld in die falschen Kanäle flösse. Ernste Zweifel waren angemessen, ob die Dispositionen der alten Dame – ausgelöst durch die Verärgerung über ihre Verwandtschaft – wirklich mit der nötigen Weisheit und Distance getroffen wurden. Mehrfach hatte sie „die Krebshilfe“ und „die Heidenmissionierung“ als mögliche Begünstigte erwähnt, die doch ohnehin im Geld nur so schwammen.

Dabei gab es nahe liegende und verteilungspolitisch sinnvollere Möglichkeiten der Mittelverwendung. Friedel Haberer würde deswegen sicher Verständnis dafür haben, wenn er, der sie stets freundlich, geduldig und zuvorkommend betreut hatte, nach ihrem Ableben zumindest die Sparbücher aus dem Wäscheschrank an sich nehmen würde, wenn schon das restliche Vermögen – das Wohnhaus, der verpachtete Betrieb und was sie sonst möglicherweise noch hatte – der Befriedigung ihrer Strafsucht anheim fallen würde. So würde er eine gravierende Fehlentscheidung zumindest ein bisschen

abmildern können, denn er und seine Familie könnten das Geld wesentlich besser gebrauchen als Krebshilfe und Missionare.

Der Erfolg seines zweiten Versuchs konnte sich sehen lassen. Bereits zwei Stunden nach der Medikamenteneinnahme musste bei Friedel Haberer der Tod eingetreten sein, wie der herbeigerufene Arzt feststellte. Auch hier schöpfte keiner auch nur den geringsten Verdacht, denn bei dem Opfer handelte es sich ja um eine 75jährige mit schwerer Herzinsuffizienz und diversen anderen Alterserkrankungen. „Das ging ja dann doch schnell“, bemerkte der Hausarzt nur, der den Totenschein ausstellte. „Wenn sie mich ein bisschen früher gerufen hätten, hätte ich vielleicht die GNR 20 noch abrechnen können, 1800 Punkte, naja!“

Lindner registrierte hocherfreut, dass sein Programm sich offensichtlich komplikationslos abwickeln ließ. Wie sich herausstellte, brachten allein die drei Sparbücher, die er bei Friedel Haberer an sich genommen hatte, mehr ein als das ausgehandelte Honorar mit den von Waidassens. Dabei hatte er ein viertes Sparbuch zur Tarnung noch im Schrank liegen lassen.

Der Erfolg bei Eberhard aber wollte sich nicht einstellen. Der Alte legte eine geheimnisvolle passive Resistenz an den Tag und verweigerte sich schlicht und ergreifend einer Heimholung zu seinen Ahnen. Welch abenteuerliche Kombinationen der Medikamente Lindner auch kreierte, alles was in anderen Fällen so eindrucksvoll gewirkt hatte, versagte an Eberhard.

Lindner war verzweifelt. Nach jedem Fehlversuch hatte er sich mit neuen Experimenten auf den Ernstfall vorbereitet, so dass die Zahl der Opfer allmählich aufzufallen drohte. Aber was immer er Eberhard an nachgewiesenen letalen Dosen hereinreichte, es tat sich nichts. Es drängte sich der Verdacht auf, dass er die ihm zugedachten Arzneimittel einfach nicht nahm, das alte Compliance – Problem also.

„ So geht es nicht! Sie müssen ihrem Schwiegervater ins Gewissen reden, damit er seine Medikamente auch nimmt“,

hatte er Gabi gesagt, ohne eine Vorstellung davon zu haben, wie wenig Wert Eberhard auf die Ratschläge seiner Familie oder gar der Schwiegertochter legte. Dennoch versprach Gabi dem Alten – mit aller gebotenen Zurückhaltung – die regelmäßige Einnahme der Mittel nahe zu legen.

Am Wochenende war es dann soweit. Tassilo hatte sich mit seinem Schwiegervater zu einer Tour auf den Mittag verabredet. Diese Zeit wollte Gabi, die Mühen des beschwerlichen Aufstiegs scheuend, nutzen, um ihrerseits dem Schwiegervater in Sonthofen einen Besuch abzustatten.

Auf dem Weg hatte sie bereits ein Fläschchen „Ettaler Klostergeist“ erstanden, einen Magenbitter, den Eberhard gerne einmal nach einem opulenten Mahl zu sich nahm, und siehe da, Eberhard schien sich sogar über das Mitbringsel seiner Schwiegertochter zu freuen. „Diesmal ist hoffentlich kein Gift drin?“, fragte er leutselig, und Gabi registrierte vergnügt, dass er über den Vorfall im Jahr 1993 offensichtlich inzwischen sogar Scherze machen konnte.

„Schade, dass Tassilo nicht mitgekommen ist. Ich hätte doch dringend etwas mit ihm zu besprechen gehabt“, meinte er, „aber das kann ich ja auch noch ein anderes Mal tun.“ „Kann ich Dir nicht helfen?“, fragte Gabi vorsichtig. „Ach, das ist lieb von Dir, aber es geht um eine Familienangelegenheit, und da müsste ich wirklich mit Tassilo reden. Ich habe mich nämlich entschlossen, die alte Ferienwohnung in Immenstadt zu verkaufen. Die nutzt ja ohnehin keiner mehr. Da kann sich Tassilo dann mit dem Verkauf befassen“, sagte er.

„Tassilo meinte aber, eine Immobilie sei günstiger zu vererben“, rutschte es Gabi heraus, die sofort einsah, wie ungünstig sich diese Bemerkung auf den Fortgang des Besuches auswirken würde. „Ihr werdet es schon noch abwarten müssen“, knurrte der Alte verärgert - verärgert vor allem darüber, dass er in seiner Leutseligkeit die Schwiegertochter in Dinge eingeweiht hatte, die sie nichts angingen.

Der Abschied gestaltete sich entsprechend zäh, dennoch wollte Gabi die Visite nicht beenden, ohne auf das eigentliche Anliegen ihres Besuchs zu sprechen gekommen sein. So erkundigte sie scheinbar beiläufig nach der Qualität der medizinischen Versorgung im Haus, schließlich sei das ja wichtig für einen Herrn seines fortgeschrittenen Alters. Das sei alles bestens, erwiderte Eberhard abweisend. Sie brauche sich um ihn keine Gedanken zu machen. „Na, dann tu mal immer schön die Pillen nehmen, die der Arzt Dir verordnet, damit Du auch schön gesund bleibst“, sagte sie um Jovialität in der Stimme bemüht. „Keine Angst, ich bleib schon gesund“, sagte er, als er sie zur Tür brachte. „Unkraut vergeht nicht.“

Wieder in seinem Zimmer wunderte er sich, wieso sie sich für seine Medikamente derart interessierte. „Ach, was weiß ich“, dachte er, „es wird ihr wohl peinlich gewesen sein, dass ich sie erwischt habe und dann hat sie irgendein dummes Zeug dahergeredet, dass was gschwätzt is. Ist ja sowieso wurscht...“

„Unkraut vergeht doch“, dachte sich Eberhard einige Tage später, als Gabis Bonsai erste Wirkungen seiner Medikamenten – Tests erkennen ließ. Pink verfärbt stand er da, als Eberhard wie jeden Morgen nach ihm sah. Er war begeistert. Endlich! Bis zum völligen Absterben konnten es nur noch Stunden, bestenfalls Tage sein. Was hatte es ihn für Mühe und Beharrlichkeit gekostet! Sofort schlug er seine Aufzeichnungen auf. Aha, da stand es: Ein Lösung aus Midazolam, Etomidat und Lysthenon in 100 Millilitern 20 Grad warmen Trinkwassers gelöst hatten das Unkraut vergehen lassen. Und das Zeug sollte – von Menschen eingenommen – gesund sein? Das konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen. Zum Glück nahm er die Pillen ja nicht.

Wieso aber hatte seine Schwiegertochter ihn bei ihrem letzten Besuch zur Einnahme seiner Medikamente nicht nur ermuntert, sondern geradezu aufgefordert. Eberhard dachte nach: Er war nicht naiv. Selbstverständlich ließen sich die Ergebnisse seiner Experimente nicht 1 : 1 auf Menschen übertragen, jedenfalls müsste man das erst einmal verifizieren. Und falls doch, wäre zu klären, wieso es überhaupt zu dieser Kombination von Wirkstoffen gekommen war. Wirkungen und Wechselwirkungen der verordneten Mittel müssten seinem Arzt, mit dem er zudem seit langem gut befreundet war, doch bekannt sein. Waren das überhaupt die Medikamente, die ihm - auch in dieser Kombination - verschrieben worden waren? Woher aber hätte seine Schwiegertochter wissen sollen, welche Medikamente Herr Lindner oder Schwester Apollonia ihm hereinreichten, ja, wie hätte sie sie eventuell vertauschen sollen. War ihr das überhaupt zuzutrauen? Hatte die Erwähnung des Erbfalles gestern bei ihrem Besuch in diesem Zusammenhang eine völlig neue Bedeutung? Eberhard beschloss, auf der Hut zu sein. Den Schnaps würde er zumindest erst einmal testen lassen.

Dazu ergab sich auch bald eine Gelegenheit. Während er sich bei der Menüauswahl am Abend für einen den Magen schonenden Milchreis entschieden hatte, ließ Dr. Messner, mit dem er am Tisch saß, den Linseneintopf auffahren, der auch zur Wahl stand. Letzterer erwies sich zwar als außerordentlich lecker, aber auch als belastend und blähend. „Ach, wissen Sie was, Herr Messner“, sagte Eberhard einladend, „ich hab da ein wunderbares Mittel von meiner Schwiegertochter bekommen: Ettaler Klostergeist, das wirkt wie Rohrfrei, glauben Sie mir. Ich lade Sie gern zu einem Gläschen ein nach dem Essen.“

Dr. Messner nahm die Einladung dankend an, zumal ihm das Zusammensein mit Eberhard eine der wenigen Gelegenheiten zu standesgemäßer Konversation mit einem Bewohner des Hauses bot. „Mmmmh, der ist aber wirklich gut, das zieht durch!“, sagte er begeistert, als er das gut eingeschänkte Glas Klostergeist hinuntergekippt hatte. „Post bonam cenam non habebis poenam“, lass er den Flaschenaufdruck. „Wenn Sie gestatten, Herr von Waidassen, dann nehme ich gerne noch ein

Schlückchen zur Verdauung“. Selbstverständlich lehnte Eberhard nicht ab, wiewohl er selbst um Verständnis bat, dass er unter Hinweis auf seine „geplagte Leber“ abstinert bleiben wollte. „Diese Steigerung der Dosis kann für den Ausgang des Experiments nur von Vorteil sein“, dachte er im Stillen.

Am nächsten Morgen traf Eberhard Dr. Messner auf dem Weg zum Kiosk. „Sieh’ da“, sagte er sich, „der Schnaps ist also wirklich sauber.“ „Schön Sie zu sehen, Herr Messner, gestern nach dem schweren Essen, da ging es Ihnen ja wirklich nicht so gut. Ich war schon in Sorge. Aber der Ettaler hat ja prima geholfen“, sagte er mit einem Gefühl wirklicher Erleichterung. „Ja, nochmals meinen herzlichen Dank. Wissen Sie, ich trinke ja sonst niemals Schnaps, aber das ist ja mehr eine Medizin, nicht wahr!“, erwiderte Messner nichts ahnend und freundlich. „Ich komme bei Gelegenheit wieder mal auf Ihren Vorrat zurück!“ „Tja, wäre wirklich schade um den netten Herrn Messner gewesen“, grübelte Eberhard vor sich hin, „aber wie hieß es schon bei Wilhelm Tell: Bereitet oder nicht zu gehen, er muss vor seinem Richter stehen. Tja, es wäre wirklich schade um ihn gewesen...“

Der Schnaps war also sauber. Um ein Haar und Eberhard hätte Anzeichen von Reue an den Tag gelegt, beruhigte sich aber damit, dass es schließlich nur seine Schwiegertochter gewesen sei, die er zu Unrecht verdächtigt hatte. Tja, aber was war mit den Tabletten, die seinen Bonsai in die Knie gezwungen hatten? „Fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker“, murmelte Eberhard in sich hinein, als er zum Telefonhörer griff.

Zu seinem Hausarzt Herbert Körner hatte Eberhard über viele Jahre hinweg ein quasi freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Man schätzte sich. Oft hatten sie gemeinsam auf dem Tennisplatz gestanden. Später hatte Eberhard seinen Freund Herbert von den Vorzügen des Golfsports überzeugen

können, aber seit sich Eberhard mit zunehmendem Alter aus dem aktiven Sport verabschiedet mehr oder weniger hatte, sah man sich auch nur noch selten im Golfclub Waldenberg.

Körner hatte seine Praxis längst aufgegeben und betreute nur noch – aus alter Gewohnheit und zum Zeitvertreib – einige übrig gebliebene Privatpatienten und Freunde, denen er Rezepte in langjähriger Kenntnis ihrer tatsächlichen und eingebildeten Befindlichkeitsstörungen auf Anforderung zukommen ließ, um bei ernsthaft erscheinenden Fällen auf die aktiven Kollegen in Klinik und Praxis zu verweisen.

„Sag mal, wie kommst Du an das Zeug?“, fragte Körner erstaunt, als Eberhard ihm das Ergebnis seiner Bonsai - Arzneimittelstudie schilderte. „Du hättest Dich damit umbringen können, wenn Du das genommen hättest!“ „Deswegen rufe ich ja an. Ich habe ja auch den Verdacht gehabt, dass dieser ganze Kram nicht gesund sein kann“, entgegnete Eberhard. „Aber warum verordnest Du mir dieses Zeugs?“ fügte er fast schon ein wenig vorwurfsvoll hinzu.

„Ich Dir verordnen?“, empörte sich Körner. „Nie im Leben! Midazolam, Etomidat und Lysthenon. Das sind Tranquilizer, Relaxanzien! Und in der Kombination und in der Dosierung sind die sicherlich tödlich! Warum sollte ich Dir so was verordnen? Damit Du den nächsten Verwandtenbesuch besser überstehst? Nein, von mir ist das Zeug nicht verordnet. Deswegen frag ich ja: , Wie kommst Du daran?’ Was ich Dir verordne“, fuhr er fort, „ sind doch harmlose Medikamente: Ein bisschen Phytokram für die Prostata, ein leichter Betablocker für Deinen Blutdruck – wobei fraglich ist, ob der überhaupt behandlungsbedürftig ist – ein Aspirin zur Infarkt- und Thromboseprophylaxe. Ehrlich gesagt, wenn Du das alles weglässt, ginge es Dir vermutlich keinen Deut schlechter!“

„Schön, dass Du das sagst, Herbert“, sagte Eberhard erleichtert. „Genau das mach ich nämlich schon seit langem. Ich habe mir das Zeug, ehrlich gesagt, doch nur verschreiben lassen, um Dich nicht zu enttäuschen. Das hätte doch so ausgesehen, als hätte ich kein Vertrauen mehr zu Dir als Arzt.“ Körner musste lachen:

„Da ging es Dir wie mir. Ich hab Dir eigentlich nur ein paar harmlose Mittel verordnet, um Dich als Patienten nicht zu enttäuschen. Man weiß doch, dass der Erfolg eines Arztbesuches an der Verordnung oder der Krankschreibung abhängt, jedenfalls für viele Patienten. Und so habe ich mich eben verhalten. Aber jetzt mal wieder im Ernst: Wie kommst Du an das Zeugs? Wer hat es Dir verordnet oder gegeben, denn das war sicherlich kein Akt der Menschenfreundlichkeit“, fragte er inquisitorisch.

„Verordnet?“ Eberhard stutzte. „Verordnet hat mir das niemand! Ich bin bei keinem Arzt in Behandlung. Deswegen dachte ich doch, es handelt sich um Deine Verordnung!“ „Was machst Du denn mit meinen Rezepten?“, wollte Körner wissen. „Ich gebe die Rezepte der Pflegeleitung. Die Medikamente besorgt das Haus über eine Apotheke im Ort“, erklärte Eberhard. „Auf meinen Einwand hin, ich könnte das doch selber machen, sagte man mir, das müsse so sein, schließlich habe die Pflegeleitung die medizinische Verantwortung für die Bewohner. Na ja, man will ja nicht anecken, und da ich die Tabletten meistens ja doch nicht nehme, war’s mir wurscht...“

„Aber es ist nicht wurscht“, sagte Körner nachdenklich. „Es ging um Sein oder nicht Sein. Wenn Du das Zeugs genommen hättest, wärest Du jetzt tot!“

„Das Schaudern ist des Menschen bester Teil, ergriffen fühl’ ich tief das Ungeheure“, entfuhr es Eberhard. „Das hast Du aber schön gesagt“, meinte Körner spöttisch, „es freut mich, dass Du in einer solchen Situation noch Sinn für Poesie hast, aber lass Deinen Schiller mal ruhig beiseite. Irgendwer hat Dir das gegeben, und ich frage mich: Warum? Absicht oder Zufall, das ist hier die Frage?“

„Bringen tut mir die Tabletten immer dieser Lindner, ein Pfleger, sehr netter Mann!“, berichtete Eberhard. „Vielleicht hat er was verwechselt? Das wäre doch möglich! Vielleicht waren die gar nicht für mich?“

Eine Vermutung, die Körner so nicht gelten lassen wollte: „Jeder andere wäre doch bei dieser Kombination auch bei seinen Ahnen“, entgegnete er. „Das bringt mich auf einen Gedanken!“, meinte Eberhard sinnierend. „Vielleicht sterben sie ja deswegen bei uns im Haus in letzter Zeit wie die Fliegen?“

„Was sagst Du? Bei Euch sterben die Leute wie die Fliegen – und niemanden interessiert’s?“, fragte Körner nach. „Ja“, bestätigte Eberhard noch einmal, „wie die Fliegen. Seit ich hier bin schon 21 Stück in knapp einem Jahr. Bei 69 Bewohnern – nicht schlecht. Davor übrigens lange Zeit niemand, wie man hörte.“

„Nicht schlecht, allerdings, das kann man wohl sagen“, staunte Körner. „Eine anständige Abgangsrate! Fürwahr. Geh doch mal der Frage nach, wer für die Medikamente und ihre Zuordnung verantwortlich ist und halt mich auf dem Laufenden, versprochen? Irgendetwas kann da nicht stimmen, Eberhard! Mach’s gut!“

Natürlich versprach Eberhard, Körner zu unterrichten, sobald er etwas Neues wissen sollte. Es war beschlossene Sache, dass er am nächsten Morgen die Pflegeleitung zur Rede stellen würde.

Als Eberhard am nächsten Morgen nach Linder fragte, stieß er auf ungläubiges Staunen: „Ja, wissen Sie denn noch nicht, Herr Doktor“, sagte Schwester Apollonia, „haben sie noch nicht gehört, dass der Lindner verhaftet ist. Der soll gestohlen haben, heißt es, aber Genaues weiß ich auch nicht. Es stand im Allgäuer Boten von heute.“

Nun war es an Eberhard, verblüfft zu sein. „Das ist ja ein starkes Stück!“, sagte er. „Da muss ich mir ja gleich mal das Käseblatt holen!“ Gesagt – getan. Eberhard eilte zum Kiosk, von dem er sonst nur täglich die Frankfurter Allgemeine Zeitung bezog. „Heute brauche ich auch mal den Allgäuer Boten“, sagte er. Ein

Wunsch, der den Kioskbesitzer keineswegs erstaunte. „Ja, ich hab's schon gehört“, sagte er, „es steht was über Haus Sonnengarten drin. Da hat wohl einer ordentlich was mitgehen lassen. Steht im Regionalteil und bei „Sonthofen und Umgebung“.

In seinem Appartement überflog Eberhard gierig die beiden Beiträge. Er las unter der Überschrift „Pfleger erleichterte Heimbewohner um ihr Ersparnis“:

Sonthofen. Unter dem Verdacht der Unterschlagung wurde gestern in Sonthofen der 29 jährige Altenpfleger Stefan L. verhaftet. L. soll, wie aus Polizeikreisen verlautete, bei einer Reihe von Bewohnern des Hauses Sonnengarten nach deren Ableben Sparbücher und Wertgegenstände an sich genommen haben. Offensichtlich hatten Polizei und Staatsanwaltschaft den 29jährigen schon seit einiger Zeit in Verdacht, nachdem Nachkommen eines verstorbenen Heimbewohners Zweifel an der Vollständigkeit der Hinterlassenschaft ihres Angehörigen angemeldet hatten. Im Laufe der Ermittlungen, hieß es, habe man feststellen können, dass L. seit einiger Zeit über größere Bargeldbestände aus ungeklärter Herkunft verfügte, mit denen er Schulden bei verschiedenen Banken zurückgeführt habe. Nach einem neuerlichen Versuch, Geld von einem der entwendeten Sparbücher abzuheben, sei Haftbefehl gegen L. erlassen worden. Weitere Details wollte die Staatsanwaltschaft wegen der noch laufenden Ermittlungen nicht mitteilen.

Eberhard war entsetzt. Spontan prüfte er zunächst seinen Aktenschrank, der aber sorgfältig verschlossen und unversehrt war. „Vielleicht wollte er mich deswegen mit den KO – Pillen außer Gefecht setzen, um an mein Geld zu gelangen“, dachte er sich. „Als ob ich Bargeld oder Sparbücher hier horten würde!“ Er schüttelte den Kopf. „So ein Quatsch!“

Lindners Verhaftung war natürlich Tagesgespräch in Haus Sonnengarten. So ein Hammer! Dabei wirkte L. freundlich, sympathisch, hatte – bei allem Stress - stets gute Laune an den Tag gelegt. Und dann so was! Nicht zu fassen! Andere hatten

natürlich immer schon geahnt, dass L. ein ganz schlimmer Finger war, jedenfalls behaupteten sie das.

Wieder und wieder gingen auch Eberhard die Ereignisse durch den Kopf. „Dieser Lindner“, dachte er sich, „wie ist der nur derart auf die schiefe Bahn geraten? Tja, man weiß eben nicht, was in einem Menschen drinsteckt“, stellte er resigniert fest, den Vorgang innerlich für sich abschließend.

Als Eberhard zwei Tage später den Frühstücksraum betrat, flogen ihm die neuesten Nachrichten und Gerüchte schon entgegen. Nicht nur bestohlen habe Lindner die verstorbenen Bewohner. Nein, vermutlich habe er sie auch allesamt eigenhändig umgebracht. Man war schockiert! Ob er denn die Zeitung noch nicht gelesen habe, fragte man Eberhard verblüfft, denn natürlich hatten die meisten der Bewohner seit Lindners Verhaftung begierig auf neue Meldungen zu dem Fall gewartet.

„Darf ich mal?“, fragte Eberhard und ließ sich von einem der Mitbewohner dessen Zeitung reichen. Auf Seite 1 prangte es ihm entgegen: Pfleger soll 21 Heimbewohner getötet haben – Kemptener Fahnder weisen Medikamenten – Mix in exhumierten Opfern nach.

Eberhard musste sich setzen. Das Wort „Medikamenten – Mix“ hatte heftige Konvulsionen in seinem Magen ausgelöst sowie schmerzhaftes Beklemmen in der Herzgegend. Er begann zu verstehen. Nichts war Zufall gewesen. Kein Versehen, alles geplant, und auch er hatte auf Lindners Liste gestanden. „Frau Dallinger“, sagte er schlapp, „seien Sie so gut, bringen Sie mir einen Schnaps. Das kann doch alles nicht wahr sein.“

An diesem Morgen herrschte Ausnahmezustand in Haus Sonnengarten, und so bekam Eberhard seinen Schnaps, den die Betreuerin ihm eigens aus der Cafeteria besorgt hatte. Er überflog den Artikel. Demnach war Lindner unter der Fülle der Indizien und Beweise zusammengebrochen und hatte – nervlich am Ende – dann auch zugegeben, die 21 Bewohner mit diversen Medikamenten – Cocktails ins Jenseits befördert zu haben. „Die Bullen werden ihm wohl ordentlich zugesetzt haben“, dachte

sich Eberhard. Er kippte den Schnaps hinunter. Schnaps am frühen Morgen, widerlich. Er schüttelte sich, aber was sich bei genauerem Studium des Artikels offenbarte, übertraf dieses Gefühl bei weitem. Er las:

Sonthofen. Im Fall des verhafteten Altenpflegers Stefan L. (wir berichteten) geht die Staatsanwaltschaft jetzt von einer der größten Tötungsserien aus, die nach dem Krieg in Deutschland aufgedeckt wurden. Der 29jährige L. hat gestanden, 21 Bewohner des Seniorenstifts Haus Sonnengarten mit einem Medikamenten – Mix vorwiegend aus den Präparaten Midazolam, Etomidat und Lysthenon getötet zu haben. Bei den Opfern handelt es sich um 14 Frauen und sieben Männer im Alter zwischen 60 und 89 Jahren. Das Institut für Rechtsmedizin in München habe bei einigen Leichen, die exhumiert wurden, Rückstände von Arzneimitteln gefunden, die nicht ärztlich verordnet waren und in ihrer Kombination tödlich wirkten. „Bisher hatten wir nur das Geständnis des Beschuldigten. Jetzt haben wir den wissenschaftlichen Beweis, dass bestimmte, tödliche Medikamente angewendet wurden“, sagte der Leitende Oberstaatsanwalt Hubert Wollpeter. Der Chef der Kemptener Staatsanwaltschaft räumt ein, dass selbst ihm dieser Fall zu schaffen macht. Kemptens Kripochef Alfred Maier sagte, seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges habe es in Deutschland keine derartige Tötungsserie gegeben. In den meisten Fällen geht die Polizei von Mord aus, in einem Fall könnte es sich um Tötung auf Verlangen handeln, wurde mitgeteilt. Wie Müller weiter ausführte, habe man schon frühzeitig einen Zusammenhang zwischen den Unterschlagungen und den Todesfällen vermutet, da es eine signifikante Häufung von Sterbefällen in dem Heimbereich gegeben habe, für den L. zuständig gewesen sei. Über die Motive des Angeklagten machten die Behörden keine Angaben. L. soll dem Vernehmen nach hoch verschuldet sein. Aus Polizeikreisen wurde darüber hinaus bekannt, dass gegen weitere Personen ermittelt wird, die in das Verbrechen möglicherweise verwickelt sein sollen. Diese Überprüfung sei aufgrund von Angaben des Beschuldigten erforderlich geworden. Die zahlreichen Exhumierungen, die für die Ermittlungen nötig wären, berichtete Maier, hätten manche

Angehörige an die Grenze des Erträglichen gebracht. Immer wieder hätten die Kripobeamen argumentieren müssen, dass die ihnen vorgehaltene Störung der Totenruhe hinter der Beweissicherung zurückstehen müsse.

Eberhard war erschüttert. Und der hatte ihm jeden Morgen die Tabletten reingereicht. Nicht nur dies. Was vorher nur Vermutung war, stand jetzt fest: Auch er war vorgesehen für das Programm „Näher mein Gott zu Dir“. Ein reiner Zufall, dass er grundsätzlich seine Pillen nicht nahm. Aber woher hätte Lindner das wissen sollen. „Mitten im Leben sind wir vom Tode umfassen“, sagte er sich nachdenklich. Es schien etwas Wahres dran zu sein an Luthers Lebensweisheit. Hin und wieder sollte man doch in sich gehen...

Tassilo von Waidsassen blickte erstaunt auf die zwei Besucher, die nach kurzem Klopfen sein Dienstzimmer am Wittelsbacher Platz betraten. Niemand hatte die Gäste avisiert. „Sie wollen zu mir?“, fragte er freundlich. „Was kann ich für Sie tun?“

„Mein Name ist Knapp, Hauptkommissar Knapp, und dies ist mein Kollege Zanggruber“, führte sich der ältere der beiden ein. „Herr von Waidsassen, ich muss Sie bitten mitzukommen. Gegen Sie liegt ein Haftbefehl vor. Sie werden beschuldigt, den Altenpfleger Stefan Lindner aus Sonthofen zum Mord an Ihrem Vater Eberhard angestiftet zu haben. Alles was Sie dazu sagen, kann gegen Sie verwendet werden. Sie müssen keine Aussage machen und haben das Recht einen Anwalt einzuschalten.“

„Wie kommen Sie darauf, dass mein Vater ermordet worden ist“, fragte Tassilo reflexartig. „Ich habe doch gestern noch mit ihm telefoniert!“

„Herr von Waidsassen, Ihr Vater ist nicht ermordet worden, alles Weitere werden Ihnen meine Kollegen in Kempten mitteilen, wohin wir Sie überstellen werden“, erklärte Knapp

sachlich und gelassen. „Ich muss Sie jetzt bitten mitzukommen!“

„Ja, aber...“, stammelte Tassilo, „ich muss erst die Geschäftsleitung informieren und äh... darf ich meine Frau anrufen?“

„Ihre Frau ist ebenfalls verhaftet und Ihre Vorgesetzten haben wir bereits informiert, ebenso darüber, dass meine Kollegen jetzt das Büro durchsuchen werden. Die Genehmigung dafür liegt vor“, sagte Knapp. „Was ist mit dem Hund, wenn meine Frau nicht da ist“, hakte Tassilo besorgt nach. „Der ist im Tierheim gut aufgehoben“, informierte ihn Knapp. Beruhigt und ohne weitere Einwände zu erheben, ließ Tassilo sich abführen.

Später, schon im Polizeipräsidium Kempten, stellte Tassilo fest, dass er es mit einem Kriminalhauptkommissar Fuhs zu tun haben würde. Jedenfalls stand dies auf dem Schild an dem Dienstzimmer, vor dem er – zusammen mit einem Uniformierten – warten musste, lange warten musste, denn Kommissar Fuhs war offensichtlich noch mit anderen Dingen beschäftigt, sehr zum Unwillen des Uniformierten, der in immer kürzeren Abständen auf die Uhr sah. Sein Feierabend schien gefährdet.

Endlich öffnete sich die Tür. Schnell versuchte Tassilo sich ein Bild zu machen. Fuhs, Mitvierziger wie Tassilo, hatte dunkles Haar, Oberlippenbart, und unter den dichten Augenbrauen aufmerksame, braune Augen. Er schien durchtrainiert, dynamisch, seiner Aufgabe vermutlich gewachsen.

„Herr von Waidassen, kommen Sie doch bitte in mein Büro“, sagte er höflich mit der Hand in den Raumweisend. Tassilo ließ sich in den Raum führen, in dem ein weiterer Mann, der ihm nicht vorgestellt wurde, wie er pikiert feststellte, an einem Schreibtisch saß. Die Konstellation erinnerte Tassilo an gleichartige Szenen aus Kriminalfilmen. „Wahrscheinlich wird der eine Dir auf die harte Tour kommen und der andere den väterlichen Bullen spielen“, dachte er sich, als er Fuhs zu dem Uniformierten sagen hörte: „Sie können jetzt Feierabend

machen, Herr Lugner. Vielen Dank für Ihre Geduld.“ Dann wandte er sich Tassilo zu. Direkt gegenüber Tassilo nahm er am Schreibtisch Platz, warf einen Blick auf den Aktenordner, und begann eine Vernehmung, die nach der Niederschrift des Tonbandmitschnittes folgendermaßen verlief:

Fuhs: Eine ziemlich schlimme Beschuldigung, die gegen Sie erhoben wird, Herr von Waidassan. Sie sind über Ihre Rechte ja bereits informiert worden. Dennoch auch von mir der Hinweis: Sie müssen nicht aussagen. Was Sie sagen, kann gegen Sie verwendet werden.

Von Waidassan: Ohne meinen alltours sage ich nichts.

Fuhs: Es freut mich, dass Sie sich auch in einer solchen Situation den Humor bewahren, auch wenn er in Ihrer Lage wohl ein wenig am Galgen schwingt. Schließlich sind Sie der Anstiftung zum Mord beschuldigt.

Von Waidassan: Ja, aber wieso? Wen soll ich angestiftet haben und vor allem warum?

Fuhs: Ist Ihnen der Altenpfleger Stefan Lindner aus Sonthofen bekannt?

Von Waidassan: Kennen ist vielleicht zuviel gesagt. Ich habe Herrn Lindner – ich gehe davon aus, dass wir denselben Herrn meinen – bei diversen Besuchen bei meinem Vater im Haus Sonnengarten gesehen. Aber mehr als ein paar freundliche, belanglose Worte haben wir nie miteinander gewechselt.

Fuhs: Sie wissen, dass Herr Lindner zurzeit in Untersuchungshaft sitzt. Er hat gestanden, 21 Bewohner des Stifts Sonnengarten mit Medikamenten – Cocktails getötet zu haben.

Von Waidassan: Davon habe ich gehört. Das stand ja in der Presse.

Fuhs: Lindner hat angegeben, er wäre von Ihnen beauftragt worden, Eberhard von Waidassen, Ihren Vater, zu ermorden.

Von Waidassen: Entschuldigen Sie meine dumme Frage, aber: Wo ist da die Logik? Herr Lindner hat Gott und die Welt umgebracht, aber nicht meinen Vater. Oder soll ich etwa die 21 Morde im Haus Sonnengarten auch in Auftrag gegeben haben, und wenn ja, warum?

Fuhs: Diese Frage, Herr von Waidassen, haben wir uns natürlich auch gestellt. Wenn er angeblich den Auftrag hatte, Ihren Vater umzubringen, warum bringt er dann Kreti und Pleti um, nur nicht Ihren Vater – dem ich natürlich – verstehen Sie mich nicht falsch – ein langes Leben gönne.

Von Waidassen: Dann verstehe ich nicht, warum Sie mich auf so vager Grundlage verhaften lassen. Was habe ich denn mit den 21 Toten zu tun? Ich kannte nicht einen einzigen davon und habe doch überhaupt kein Motiv! Habe ich denen die Sparbücher entwendet oder Lindner?

Fuhs: Vielleicht können wir gemeinsam auf diese Fragen eine Antwort finden. Warum beschuldigt Lindner Sie und Ihre Frau, die wir nicht vergessen wollen, obwohl Sie mit den getöteten Personen gar nichts zu tun haben? Lindner hat unseine ganz eigenartige Geschichte aufgetischt: Die 21 Opfer waren sozusagen Versuchskarnickel, an denen er die Wirksamkeit seiner Arzneimittel-Cocktails getestet hat, um hinsichtlich Kombination und Dosis beim Ernstfall, nämlich Ihrem Vater, jedes Risiko auszuschalten.

Von Waidassen: Die wissenschaftlichen Ambitionen und die Akribie des Herrn Lindner in allen Ehren, aber ist diese Erklärung nicht doch ein wenig zu absurd. 21 Opfer im Probelauf, nur um dann meinen Vater zu seinen Ahnen zu schicken. Wer soll das glauben?

Fuhs: Bis zu einem gewissen Grade haben Sie natürlich Recht, Herr von Waidassen! Aber völlig unlogisch erscheint es uns auch nicht. Immerhin war Herr Lindner – soweit wir bis heute

wissen – Anfänger auf diesem Gebiet. Er wollte natürlich nicht riskieren, dass bei Ihrem Vater etwas schief geht. Und dann hat er – nach dem ersten Versuch – gesehen, dass das Ganze funktioniert. Ein solcher Erfolg animiert natürlich dazu weiterzumachen, zumal es dann ja auch zu einer profitablen Einnahmequelle wurde.

Von Waidsassen: Und wie erklären Sie sich, dass ausgerechnet derjenige, dessen Tod geplant gewesen sein soll, verschont blieb?

Fuhs: Sehen Sie, Herr von Waidsassen. Das fragen wir uns natürlich auch, aber ich bin überzeugt, dass es dafür eine logische Antwort gibt.

Von Waidsassen: Und die erwarten Sie von mir? Ich kann Sie Ihnen geben: Weil es gar keinen Mordauftrag gab, und weil Lindner wusste, dass es bei meinem Vater nichts zu holen gibt, jedenfalls nichts, worauf er im Erfolgsfalle Zugriff gehabt hätte. Ich nehme an, dass wusste Lindner, da er ja jederzeit zu den Räumen Zutritt hatte.

Fuhs: Vielleicht, Herr von Waidsassen, haben Sie ja Recht. Aber wir müssen natürlich einem solchen Verdacht nachgehen. Vielleicht eine formell erscheinende Frage: Wo waren Sie am 14. Mai 2004?

Von Waidsassen: 14. Mai 2004 ? So genau weiß ich das nicht mehr. Ich nehme an in meinem Büro. Das müsste sich herausfinden lassen. Warum, was war am 14. Mai 2004?

Fuhs: Kann es sein, dass Sie an diesem Tag in Sonthofen waren?

Von Waidsassen: Sonthofen – wie gesagt, ich weiß es nicht mehr. Sie meinen, ob ich meinen Vater besucht habe?

Fuhs: Zum Beispiel! Ihr Vater hatte so eine Notiz in seinem Kalender: 15 Uhr Tassilo.

Von Waidsassen: Ja, dann kann es wohl sein, dass wir in Sonthofen waren. Ich gehe davon aus, dass es dann wohl so gewesen sein wird. Ich glaube sogar, ich erinnere mich. Ich war an diesem Tag zu einer Geburtstagsfeier eingeladen, hatte aber wegen meines Vaters abgesagt, da ich den Termin nicht umstoßen wollte. Er nimmt so etwas stets sehr persönlich.

Fuhs: Erinnern Sie sich daran, an diesem Tag Herrn Lindner gesehen zu haben?

Von Waidsassen: Keine Ahnung – wirklich nicht. Ich weiß nicht mehr, wen ich an diesem Tag im Stift gesehen habe.

Fuhs: Sehen Sie, das ist wieder so eine merkwürdige Geschichte: Lindner behauptet, Sie hätten sich an diesem Tag mit ihm getroffen. Er sei völlig überrascht gewesen über Ihren Vorschlag, vor allem aber, wie detailliert Sie über seine Finanzlage informiert gewesen wären.

Von Waidsassen: Ich sagte doch: Ich weiß nicht, ob ich Lindner an diesem Tag überhaupt gesehen habe, und wenn ich mit ihm gesprochen hätte, würde ich mich doch sicher daran erinnern. Außerdem, was hätte mich seine Finanzlage interessieren sollen?

Fuhs: Hat Lindner nicht eine Lebensversicherung bei der BVH abgeschlossen, die er hoch beliehen hat?

Von Waidsassen: Entschuldigen Sie bitte, aber ich bin in einem anderen Sektor tätig. Lebensversicherungen sind nicht mein Geschäft. Woher soll ich wissen, ob Lindner bei uns eine Lebensversicherung abgeschlossen hat, oder nicht oder vielleicht bei einem Mitbewerber. Ehrlich gesagt, es interessiert mich auch nicht sonderlich.

Fuhs: Sie sehen, Herr von Waidsassen. Es gibt Ungereimtheiten über Ungereimtheiten in diesem Fall, die wir klären müssen. Wie kommt der Lindner dazu, solche Behauptungen aufzustellen? Warum sollten Sie Ihren Vater überhaupt ermorden lassen? Sie erben doch ohnehin eines Tages. Bei

Ihrem Vater gab es für Lindner nichts zu holen! Und dennoch hat er ihm den Medikamenten – Mix gegeben, um ihn zu beseitigen. Das hat er jedenfalls gestanden – wobei es in seinem Fall auf einen Mordversuch mehr oder weniger wirklich nicht mehr ankommt.

Von Waidsassen: Er hat tatsächlich versucht, meinen Vater umzubringen? Warum? Und außerdem lebt mein Vater doch noch!

Fuhs: Offensichtlich nahm Ihr Vater grundsätzlich schon seit langem keine Medikamente mehr. Das hat ihn gerettet.

Von Waidsassen: Dann hat er ja großes Glück gehabt.

Fuhs: Das kann man wohl sagen, Herr von Waidsassen! Hat Lindner nicht mit Ihrer Frau über diese Compliance – Probleme gesprochen?

Von Waidsassen: Davon ist mir nichts bekannt. Da müssen Sie meine Frau fragen!

Fuhs: Sie halten es also für möglich!

Von Waidsassen: Jetzt drehen Sie mir das Wort im Mund herum. Ich weiß nicht, mit wem meine Frau was bespricht. Ich bin während der Woche in München und meine Frau in Alpirsreuth. Ich weiß nicht, ob sie mit irgendjemandem über die Abneigung meines Vaters gegen Medikamente gesprochen hat noch ob sie davon gewusst hat. Ganz bestimmt hat sie nicht mit Lindner über die Einnahme dieses Todescocktails gesprochen. Mehr habe ich damit nicht sagen wollen.

Fuhs: Da sind Sie sich dann aber ganz sicher? Nun gut, lassen wir das! Eine andere Frage, Herr von Waidsassen! Wußten Sie, dass von Ihrem Arbeitsplatz aus die Lindner – Daten in der BVH – Datenbank eingesehen wurden?

Von Waidsassen: Nein, davon ist mir nichts bekannt. Das sollte auch eigentlich nicht möglich sein!

Fuhs: Wieso? Sie könnten es doch, oder? Der Vorgang lässt sich ziemlich einwandfrei dokumentieren. Der Nutzer war mit Ihrem Kennwort und Ihrem Passwort eingeloggt. Können Sie sich das erklären?

Von Waidassens: Nein, das kann ich nicht!

Fuhs: Haben Sie jemals Ihr Kenn- und Passwort weitergegeben?

Von Waidassens: Natürlich nicht!

Fuhs: Sehen Sie, wir stehen vor einem Rätsel. Kann jemand mit Ihrem Kenn- und Passwort von einem anderen Arbeitsplatz im Haus auf die Datenbank zugreifen?

Von Waidassens: Vermutlich schon, aber es würde einige Kenntnisse und enormen Aufwand erfordern. Aber es ginge vermutlich!

Fuhs: Soviel Mühe musste man sich aber gar nicht machen. Der Zugriff erfolgte aus Ihrem Büro, von Ihrem PC. Daran besteht kein Zweifel. Haben Sie dafür eine Erklärung?

Von Waidassens: Es müsste sich jemand Zutritt zu meinem Büro verschafft haben.

Fuhs: Sicher, und zusätzlich Ihre Zugangsdaten gekannt haben.

Von Waidassens: Für einen Fachmann dürfte es kein wirkliches Problem sein, die Daten herauszufinden.

Fuhs: Wäre es möglich, in Ihrer Abwesenheit in Ihr Büro zu gelangen? Ich nehme an, Sie schließen ab, wenn Sie das Büro verlassen?

Von Waidassens: Selbstverständlich tue ich das, aber die Putzkolonne hat einen Generalschlüssel.

Fuhs: Und eine der Putzfrauen schaltet dann Ihren PC ein und ruft Lindners Daten auf?

Von Waidassen: Was weiß ich? Vielleicht hat auch eine der Frauen vergessen, wieder abzuschließen und ein anderer ist dort rein gegangen.

Fuhs: Haben Sie jemals morgens Ihre Bürotür unverschlossen vorgefunden?

Von Waidassen: Was weiß ich? Ich glaube nicht!

Fuhs: Sehen Sie, da wird's schon schwierig mit der Putzkolonne.

Von Waidassen: Es könnte doch durchaus sein, dass ich die unverschlossene Tür gar nicht bemerken konnte, weil ich am anderen Tag auf einer Dienstreise war und dann am Abend die Tür wieder korrekt verschlossen wurde.

Fuhs: Das wäre eine mögliche Erklärung, sicher. Waren Sie am Montag, dem 3. Mai 2004 auf einer Dienstreise, Herr von Waidassen? Strengen Sie Ihr Gedächtnis nicht an. Sie waren es nicht! Sie waren in Ihrem Büro. Um welche Zeit, meinen Sie, haben Sie das Büro verlassen?

Von Waidassen: Ich weiß es nicht mehr. Ich arbeite für gewöhnlich lange, um am Freitag früher fahren zu können. Also könnte es auch 20 oder 21 Uhr geworden sein.

Fuhs: Der Zugriff auf die Datenbank erfolgte um 15. 34 Uhr.

Von Waidassen: Möglicherweise war ich zu dieser Zeit zu einer Dienstbesprechung im Haus unterwegs. Während dieser Zeit hätte jemand in mein Büro gelangen können.

Fuhs: Aber Sie schließen Ihr Büro doch ab.

Von Waidassen: Ja, zum Kuckuck! Vielleicht hatte ich es ausnahmsweise vergessen.

Fuhs: Die Welt ist voller Zufälle, Herr von Waidassen! Herr Lindner gibt an, er habe am 14. Mai 2004 von Ihnen eine Anzahlung von 5.000 Euro erhalten. Weitere 10.000 Euro wären dann nach der Tat fällig geworden.

Von Waidassen: Ich habe Herrn Lindner keine 5.000 Euro gezahlt. Ich wüsste auch nicht wofür.

Fuhs: Immerhin hat Lindner drei Tage später, am 17. Mai, auf sein Konto 5.000 Euro in Bar eingezahlt.

Von Waidassen: Die kann er doch sonst wo her gehabt haben. Wieso ausgerechnet von mir.

Fuhs: Selbstverständlich kann er das, Herr von Waidassen, selbstverständlich. Haben Sie, Herr von Waidassen, am 13. Mai 2004 bei der Commerzbank München am Wittelsbacher Platz 5.000 Euro von Ihrem Konto abgehoben?

Von Waidassen: Das weiß ich nicht mehr. Wenn Sie das sagen, haben Sie's doch wahrscheinlich schon überprüft.

Fuhs: Das haben wir, Herr von Waidassen! Wozu brauchten Sie das Geld?

Von Waidassen: Ich habe mir, richtig, nachdem im Mai das Urlaubsgeld ausgezahlt wurde, eine neue Uhr gekauft, die rund 4.400 Euro gekostet hat. Hier, ich trage sie zufällig am Arm. Den Rest habe ich für die täglichen Ausgaben benötigt.

Fuhs: Wo haben Sie die Uhr gekauft?

Von Waidassen: Bei Wempe in der Prinzregentenstraße.

Fuhs: Könnte es sein, dass Sie die Uhr bei Wempe mit Ihrer Kreditkarte bezahlt haben und die 5.000 Euro in Bar doch für Herrn Lindner bestimmt waren?

Von Waidassen: Wissen Sie was? Ich sage jetzt nichts mehr. Es wird einem ja nur ständig das Wort im Munde herumgedreht.

Fuhs: Ich wollte ohnehin vorschlagen, unsere Unterhaltung später fortzusetzen. Sie bleiben erst einmal ein wenig bei uns, und wenn Sie dann Zeit hatten, sich zu erinnern, versuchen wir noch einmal gemeinsam, die Abläufe zu rekonstruieren.

Soweit das Protokoll.

Als man Tassilo hinausgeführt hatte, zeigte sich Fuhs zufrieden. „Was meinst Du“, sprach er seinen Kollegen Behrens an, „ich denke, der hat keine Chance!“ „Das meine ich auch“, sagte der Angesprochene. „Ich wundere mich nur über seinen Vater. Der sagt uns, er habe nicht bemerkt, dass seine Tabletten vertauscht wurden, da er sie ja ohnehin weggeworfen habe. Sein Hausarzt allerdings hat uns erzählt, von Waidasssen senior habe sehr wohl bemerkt, dass ihm falsche Tabletten gegeben worden sind, nämlich genau jene brisante Kombination, die in der Zeitung erwähnt worden ist. Er habe deswegen ganz aufgeregt bei ihm, Dr. Körner, angerufen. Von Waidasssen senior wiederum erzählt uns ganz nebenbei, dass seine Schwiegertochter ihn aufgefordert hat, immer hübsch brav seine Tabletten zu nehmen, just zu dem Zeitpunkt, als Lindner sich bei ihr über die pharmakophoben Anwandlungen ihres Schwiegervaters beklagt hatte. Das war doch kein Zufall!“

„Wusste von Waidasssen schon, dass wir seinen Junior und die Schwiegertochter verhaftet haben, als ihr mit ihm gesprochen habt“, wollte Fuhs wissen. „Von uns nicht“, meinte Behrens. „Wer sollte es ihm gesagt haben? Aber es klingt wahrscheinlich, dass er den Sohn schützen will, indem er den Verdacht auf die Schwiegertochter lenkt.“ „Ich denke, es wird ihm nicht nützen. Zumindest in Bezug auf Lindner wird er die Aussage nicht verweigern können“, stellte Fuhs befriedigt fest.

In Bezug auf die Wahrheitsfindung erwies es sich als äußerst hilfreich, dass man Tassilo – unter dem Vorwand, keine

Einzelzelle frei zu haben – zu einem homosexuellen Triebtäter und einem schwarzen Rauschgiftschmuggler in die Zelle gelegt hatte. Schon beim ersten Blick auf den dunkelhäutigen Mitbewohner durch die geöffnete Zellentür war es Tassilo, als würde er keine Luft mehr bekommen, und er bemühte sich, so flach wie möglich zu atmen. Er wollte gegen diese Behandlung protestieren, brachte aber keinen Ton heraus.

Dafür überfiel ihn der zweite Mitbewohner, den er zunächst gar nicht gesehen hatte, mit einer fröhlichen Leutseligkeit. „Immer rein spaziert in die jute Stube“, sagte er jovial. „Isch bin dä Fred! Wie dä schwatte Düüvel do heiÿß, weiß isch ned, dä sprischd kinn Deutsch. Isch jlöav, dä sprischd bloß Französisch. Datt kann isch ned, isch kös et däm höchstens ens französisch maache – dat wüür jo schön, denn der Nejer soll jo ongen eröm besonders stärk jebaut sin, säät mer. Ävvel isch loss et besser, am Eng häd dä noch Ättz, dat han die doch jetzt all in Afrika.“

Tassilo nutzte eine Pause in seinem Wortschwall, um sich vorzustellen: „Angenehm, ich heiße von Waidassens, Tassilo von Waidassens!“ „Oh, jetzt donn mar ned so vürnem“, sagte Fred leicht pikiert. „Dat künne mer heij jar ned bruuche. Do böß waal et ierschde Moal heij. Dat lescht sich dann später. Weijen watt böße heij?“

„Es handelt sich um einen Irrtum“, erklärte Tassilo, der keine Veranlassung sah, Fred in die Problematik seines Falles einzuweißen. „Um eine Verwechslung oder was auch immer. Das wird sich sicher bald herausstellen!“

„Do böß och onscholdisch? Dat semmer doch all! Et es ned te jlöave, dat die Polizei all die onscholdije Minsche insperrt. Kiek misch ahn. Isch woar jrad ussem Jefängnis drusse, do woar ene van ming fröhre Zellenjenosse överall am verzälle, isch häd däm on angere em Jefängnis sexewell belädischd. Wenn isch watt ned leijde kann, dann es dat, wenn övver misch Lügen verzällt werre. Also hann isch minge Jefängniskumpan oppjefordert, bei der Wahrheit ze blieve. Ja, un wie isch doa so beim dem am Oppfordern ben, doa es dä misch beij jesturve. Jetzt wullen die dat natürlisch misch en de Schoh scheeve,

jlöavse dat, on die jlöaven natürlisch ooch dat möt die sexewelle Beläsdijong, bloß weil isch schon en paar Moal för esujett jesse han, verstehse?“

Tassilo verstand nur soviel: Dass es sich bei Fred um einen Triebtäter, und zwar einen Serientäter handelte, der überdies zu exzessiver Gewalttätigkeit neigte. Er würde auf der Hut sein. „Was ist mit dem Neger“, fragte er, „warum ist der hier?“

„Isch han et jo all verzällt, dä sprischd kinn Deutsch, möt däm kann isch misch ned ongerhalde“, sagte Fred achselzuckend. „Ävvel isch weiß vun dä Wärter, dat dä weijen Rauschgift heij dren es. Do kanns däm joa ens froare, do kanns doch seeker Französisch oder sujett.“

Nein, Französisch konnte Tassilo nicht, aber ein im internationalen Rauschgiftgeschäft tätiger Neger würde ein paar Brocken Englisch wohl verstehen. Um Unvoreingenommenheit zu demonstrieren, trat er sogar einen Schritt näher an seinen Zellengenossen heran und sagte: „My name is von Waidassen, Tassilo von Waidassen, hello! What's your name, where are you from?“

Seine Annahme über die beruflichen Eingangsvoraussetzungen für den internationalen Rauschgifthandel erwies sich als falsch. „Nix Deutsch!“, sagte der Schwarze nur, „Moi je ne parle pas allemand, ni allemand, ni anglais. Excusé ! Je suis Zola Sonkosi et je viens du Senegal, vous connaissez peut- être ?« « Oh, shure, I know, beautiful country », antwortete Tassilo und dachte sich: « Ist ja schon gut, Du Motherfucker!“

« Wat sääd dä schwatten Düüvel? », fragte Fred interessiert. „Ach, soweit ich verstanden habe, heißt er Zola Irgendwas und kommt aus dem Senegal, und ehrlich gesagt, will ich auch gar nicht mehr wissen“, klärte Tassilo ihn auf. „Senejal, wu es dat dann?“, forschte Fred weiter. „Irgendwo in Afrika“, stöhnte Tassilo entnervt und resigniert, „was soll ich Ihnen das erklären?“ „Ja joot, es ooch ejaal, Senejal – dreesejaal, kumm isch sowieso ned hin“, kicherte Fred voll Freude über seinen gelungenen Scherz.

Und so ging es weiter: Seit Tassilo die Zelle betreten hatte, redete und redete Fred, froh, endlich einen geeigneten Adressaten für sein ausgeprägtes Mitteilungsbedürfnis gefunden zu haben. In kürzester Zeit war Tassilo eingeweiht in Freds Lebensgeschichte, die eine Geschichte mehr oder weniger unterbrochener Gefängnisaufenthalte zu sein schien. Er konnte eine Odyssee miterleben von „der schönsten Stadt am Rhing med däm lekkersten Bier on däm bäsden Fussballverein“, einer Odyssee von einer Stadt, in der offensichtlich jeder zweite schwul ist, an die Gestade der Iller. Er durfte Einblick nehmen in die Intimregionen von Freds häufig wechselnden Sexualpartnern und war schnell vertraut mit ihren jeweiligen erotischen Vorlieben. Durch seinen Mitbewohner lernte Tassilo ein einzigartiges, neues Weltverständnis kennen, das Fred in den Worten zusammenzufassen pflegte: „Et es ävvel ooch alles ennen Drees!“

Wie hätte man seine Lage besser charakterisieren können? Dennoch gebrach es Tassilo an der erforderlichen Dankbarkeit. „Kann man den überhaupt nicht abstellen“, dachte er sich, womit er allerdings – obwohl im Rheinland geboren – nur mangelnde Kenntnis der sozio-ethnologischen Spezifika des in seiner Geburtsregion beheimateten Menschenschlages bewies.

Gegen 22 Uhr wurde es zum Glück Zeit, sich für die Nacht zu einzurichten. Die Zelle war mit zwei doppelstöckigen Pritschen ausgerüstet, deren jeweils untere von Fred und Zola belegt waren. Tassilo blieb also nur die Qual der Wahl, über welchem der beiden er sich betten sollte. Den „alten Hinterlader“ wollte er auf keinen Fall in seiner unmittelbaren Nähe wissen, das stand für ihn fest. Blieb nur das Bett über dem Neger, der den ganzen Tagesablauf völlig apathisch und in sich gekehrt hatte vorüberziehen lassen.

Tassilo zog sich auf seine Pritsche hinauf, presste sorgfältig seine Hinterbacken gegen die Zellenwand, um eventuellen Attacken Freds keine Angriffsfläche zu bieten, und mit einem Taschentuch - vor Mund und Nase gepresst – plante er, sich

gegen die Ausdünstungen des anderen Zellengenossen einigermaßen zu schützen.

Tassilo fand keinen Schlaf. Im Gegensatz Fred hatte er sich keine Schlaftablette geben lassen, da er möglichen Übergriffen während der Nacht nicht wehrlos im Tiefschlaf ausgeliefert sein wollte. Häufig, sehr häufig schaute er auf seine Uhr, die er jedes Mal wieder sorgfältig in seiner Hose verbarg. Keiner der beiden Herren würde wohl auch nur einen Moment zögern, sie ihm abzunehmen – nach allem was er heute erfahren hatte wahrscheinlich auch mit Gewalt.

Gegen zwei Uhr schien Fred ein Bedürfnis zu verspüren, jedenfalls machte er sich geräuschvoll auf dem Abtritt hinter der Schamwand zu schaffen, und die einsetzende Entspannung der Blase quittierte er mit einem gedehnten „Uuuuuuaahhhh“. Tassilo rechnete mit dem Schlimmsten, aber er war entschlossen, seine Ehre zu verteidigen. Laut pochte sein Herz, als Fred an ihm vorüberging, und Tassilo war, als müsse Fred es hören. Aber Fred ging tatsächlich an ihm vorbei.

Gegen morgen – um 5 Uhr hatte er zum letzten Mal auf seine Uhr gesehen – fiel er in einen oberflächlichen Schlaf. Im Traum musste er für Fred, der in einen pinkfarbenen Lackanzug gekleidet war, Stöckchen apportieren, mit denen Fred ihm dann liebevoll das Hinterteil versohlte. Streng kommandierte er dabei: „Das muss schneller gehen, los noch einmal!“ Unruhig wälzte Tassilo sich auf seiner Pritsche. „Lass mich in Ruhe, Du schwule Sau“, stöhnte er verzweifelt. „Wat es denn los, Mann“, hörte er Fred sagen, „Waach ens opp, et jevv Fröstöck!“

Nach drei Tagen und drei schlaflosen Nächten war Tassilo bereit, alles zu gestehen, wenn man ihm dafür nur eine andere Zelle gäbe. Erfreut registrierte er, als am frühen Vormittag die Zellentür geöffnet wurde und es hieß: „Herr von Waidassen, bitte zur Vernehmung!“ „Loss Disch ned schlaare, dat dürfen die

ned! Beij ons in Kölle han se ens eijne duedjeschlaare, isch saach et Disch!“ rief Fred ihm hinterher, aber Tassilo war vor Aufregung für derartige Aufmunterungen nicht mehr empfänglich.

Als er das Vernehmungszimmer betrat, war ihm, als könne er seinen Augen nicht trauen. Der dort hinter dem Schreibtisch saß, war nicht Fuhs sondern Grilldacher, Klaus Grilldacher, der ihm aus dem Golfclub Waldenberg bestens bekannt war. „Klaus“, sagte er fast schon ein wenig betreten, „was machst Du denn hier?“ „Tja, mein Lieber, es war nicht ganz einfach, das Verfahren zu uns rüberzuziehen. Schließlich bin ich bei der ‚Organisierten Kriminalität‘. Aber die Kollegen sind ja froh, wenn sie Arbeit abgeben können. Jetzt prüfen wir eben auch noch, ob zur gewerbsmäßigen Ausplünderung der Opfer eine Kriminelle Vereinigung gebildet worden ist, und dann passt das schon.“

Während Tassilo immer noch sprachlos dastand, fuhr Grilldacher fort: „Dein Vater hat mich angerufen und um Hilfe gebeten.“ „Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, von meinem Vater sprich mir nicht“, dachte Tassilo, während er Grilldacher sagen hörte: „Eine schöne Scheiße, in die Du da geraten bist! Eberhard ist bereit, die Geschichte zu vergessen. Aber wie drehen wir das Ganze jetzt hin?“

„Also, zunächst einmal, herzlichen Dank“, stammelte Tassilo. „Doinen Dank kannsch gern behalde, aber wenn doi Frau des nägshde Môl wieder über mie und die Agnes Moeller im Golfclub rumraatscht, dann hausch ihr oine auf die Gosch‘, des sag’ I dr“, entgegnete Grilldacher ins landesübliche Idiom verfallend. „So, und jetzt zur Sache. Ich hab das Protokoll Deiner ersten Vernehmung gelesen. Nicht schön, aber durchaus zu reparieren, wenn Du tust, was ich Dir sage. Die 5. 000 Euro – die hast Du verspielt und Du hast Dich geschämt, deine Spielsucht zuzugeben. Du warst am 20. Mai in Düsseldorf, hast auf dem Rückweg bei Freunden im Rheinland Station gemacht und bist dann ein paar Kilometer weiter südlich in Bad Neuenahr eingekehrt. Zuerst hast Du ein bisschen gewonnen, kleinere Beträge, dann auch mal mehr gesetzt – 200 oder 300

Euro – und wieder gewonnen, und als Du den Eindruck hattest ‚Heute läuft’s‘, hast Du die ganze Marie auf ‚Null‘ gesetzt – und das war’s dann. Natürlich hast Du’s Deiner Frau nicht erzählt, denn die wäre ja stinkesauer gewesen. Hast Du’s soweit verstanden?“

Tassilo war baff. Das gab es doch gar nicht. Hier baute einer eine Goldene Brücke und er brauchte sie nur zu betreten. „Ja, klar“, sagte er fast ein wenig beschämt. Er wollte sich schon wieder wortreich bedanken, als ihm einfiel, dass ja eine Reihe weiterer, zum Teil handfester Indizien gegen ihn vorlagen. „Was ist mit Lindners Aussagen?“, fragte er. „Die werten wir als reine Schutzbehauptungen“, erklärte Grillbacher. „Wer 21 Leute umgebracht hat, wird natürlich immer bestrebt sein, die Verantwortung auf andere zu schieben. Unglaublich so etwas!“

„Was machen wir denn mit dem Zugriff auf die Datenbank?“, wollte Tassilo wissen. „Nun, es wird vielleicht ausreichen, wenn Du bei dem bleibst, was Du in der ersten Vernehmung gesagt hast: Du warst es nicht. Vielleicht solltest eingestehen, dass Du möglicherweise hin und wieder vergisst, Dich aus dem Netz abzumelden, wenn Du das Zimmer verlässt – aus welchem Grund auch immer. Widerlegen kann man die Theorie vom unbekannten Dritten nicht. Die Frage ist, wie glaubhaft sie ist – und wir glauben sie eben!“

Tassilo war begeistert. Da schimpfte man immer über die Polizei und nun wurde sie für ihn mit einem Mal in einer völlig neuen Dimension als Freund und Helfer wahrnehmbar. „Und das geht einfach so?“ fragte er ein wenig verblüfft. „Einfach ist übertrieben“, meinte Grillbacher, „aber ich denke, es wird gehen, und im Übrigen ist der Staatsanwalt ein alter Bundesbruder Deines Vaters, Ferdinand Würzburg, glaub’ ich, oder? Aber ich kenn’ mich bei diesen Vögeln nicht so aus.“

Da wäre ja die alte Burschenherrlichkeit, von der Eberhard so gerne erzählte, wieder mal zu etwas nütze, dachte sich Tassilo vergnügt. „Gaudeamus igitur!“, jubelte er innerlich.

„Was wir jetzt besprochen haben, wirst Du mir heute Nachmittag noch einmal in einer offiziellen Vernehmung erzählen. Da wird auch noch ein Kollege mit dabei sitzen, der aber mir das Gespräch überlassen wird. Wir werden dann ein Protokoll anfertigen, aus dem hervorgeht, dass kein dringender Tatverdacht mehr besteht. Dann werden wir einen Haftprüfungstermin machen, und wahrscheinlich schon morgen kannst Du raus hier. Kannst Du mir so weit folgen?“ Tassilo bestätigte das.

„Okay“, fuhr Grilldacher fort, „ich habe auch dafür gesorgt, dass Du eine andere Zelle bis morgen bekommst. Man hatte Dich übrigens mit Absicht zu den zwei Herren gelegt, um Dich weich zu kochen. Deine Frau“, er grinste, „nach der Du Dich so liebevoll erkundigt hast, wird übrigens noch etwas länger bei uns bleiben müssen. Dummerweise hat Eberhard eine Bemerkung über sie gemacht, die uns ziemliches Kopfzerbrechen bereitet, aber ich denke – wir kriegen es hin, aber es wird noch ein paar Tage dauern und Eberhard muss seine Aussage irgendwie relativieren. Vielleicht lässt sich eine zeitweilige Unterzuckerung für den entsprechenden Zeitpunkt nachträglich feststellen oder eine Schilddrüsengeschichte, mal sehen!“

Tassilo nahm das zur Kenntnis, ebenso wie das Protokoll, das Grilldacher von der Vernehmung am Nachmittag angefertigt hatte und in dem folgendes zu lesen war:

Dem Beschuldigten wurden noch einmal die Gründe dargelegt, die zu seiner Verhaftung geführt hatten. Auf Befragen erklärte er, weder er noch seine Frau hätten jemals den Altenpfleger Lindner zu einem Mord an dem Vater des Beschuldigten angestiftet noch diesem ein Entgelt von 15. 000 Euro für einen Mord am Vater des Beschuldigten angeboten. 5. 000 Euro, die der Beschuldigte in dem von Lindner angegebenen Zeitraum von seinem Konto abgehoben hatte, hat der Beschuldigte im Rahmen einer Dienst- und Privatreise vom 20. bis 23. Mai 2004, die ihn nach Düsseldorf, Essen und Köln führte, in der Spielbank Bad Neuenahr restlos verspielt. Dies habe er aus Scham vor seiner Frau geheim gehalten und auch bei der ersten

Vernehmung durch KHK Fuhs nicht angegeben. (Die Angaben wurden von uns nachgeprüft und für richtig befunden: Der Beschuldigte hat die Reise tatsächlich im angegebenen Zeitraum unternommen.) Auf Vorhalt erklärte der Beschuldigte, es sei des Öfteren vorgekommen, dass er aus Bequemlichkeit beim Verlassen seines Dienstzimmers darauf verzichtet habe, seinen PC aus dem Netzwerk abzumelden und auszuschalten. Auf diese Weise müsse es am 3. Mai 2004 zu dem unbefugten Zugriff auf die Datenbank gekommen sein. Auch dies habe er in der Vernehmung durch KHK Fuhs verschwiegen, weil er damit gegen die Dienstvorschriften der BVH verstoßen habe, was bei einem Mitarbeiter in seiner gehobenen Stellung besonders peinlich sei.

Kempten, den 27. Januar 2005

Genehmigt:

Für die Richtigkeit:

Tassilo von Waidassen

KHK Grilldacher

Am folgenden Vormittag durfte Tassilo - unter der Auflage, für weitere Befragungen zur Verfügung zu stehen – die Justizvollzugsanstalt verlassen. Grilldacher hatte ihn persönlich am Tor in Empfang genommen. „Den dringenden Tatverdacht haben wir vom Tisch“, sagte er. „Der Haftbefehl ist aufgehoben. Du hast noch einmal Schwein gehabt. Ohne mich wärest Du ganz schön aufgeschmissen gewesen. Tja, was tut man nicht für alte Freunde...“ Tassilo war beschämt, vor allem weil er daran denken musste, mit welcher Begeisterung seine Frau die Geschichte von Grilldacher und Agnes Moeller im Auto auf dem Parkplatz des Golfclub verbreitet hatte.

Grilldacher hatte Tassilo vor dem Reihenhaushaus in Alpirsreuth abgesetzt. Tassilo beschloss, zunächst einmal ausführlich zu duschen und sich umzuziehen. Dann wollte er seine Hündin Cobra aus dem Tierheim holen, später in der „Sonne“ endlich wieder einmal ordentlich essen.

Cobra sprang freudig erregt, ja dem Infarkt nahe, an den Gitterstäben des Zwingers hoch, als sie ihr Herrchen erblickte, und auch Tassilos Herz schlug schneller, als er den geliebten Hund wieder in seine Arme nehmen konnte. Dankbar leckte das Tier ihm durchs Gesicht, winselte und jaulte dabei ununterbrochen. „Ja, Cobra, tu schön singen, schön singen musst du“, sagte Tassilo wieder und wieder, und die Hündin konnte sich schier nicht wieder beruhigen.

Nachdem er in der „Sonne“ zunächst eine Leberknödelsuppe und anschließend einen herrlich duftenden Zwiebelrostbraten gegessen und zwei Weißbier getrunken hatte, lief er mit Cobra den gewohnten Spazierweg ab. Den Abend verbrachte er vor dem Fernseher. Das Programm rauschte an ihm vorbei. Gegen 22 Uhr stand er auf. „Komm, Cobra, feines Schlafi-schlafi machen!“, sagte er. Bald lag er unter der Decke, während Cobra die zurzeit vakante Seite des Ehebettes einnahm. „Nacht, Cobra, mein Schatz, tu schön schlafen!“, sagte er und küsste dem glücklichen Tier auf die kalte Schnauze. Dann löschte er das Licht. Morgen würde er den Vater anrufen und um Vergebung bitten.

